

## **Jahresbericht des Superintendenten**

zur Herbstsynode am 12. November 2005

- gemäß Artikel 120 Abs. 1 KO -

Hohe Synode,

das Telefon klingelt. Eine freundliche Stimme meldet sich: „Regionalpfarramt Mittlere Nahe, Müller am Apparat. Guten Tag. Was kann ich für Sie tun?“

Ein Kind soll getauft werden, so stellt sich heraus. Die Modalitäten werden abgesprochen; zur Vorbereitung der Taufe wird auf ein Taufseminar verwiesen, das zu verschiedenen Terminen an verschiedenen Orten angeboten wird.

Die Taufe selbst findet in der Kirche des Heimatdorfes statt. Und schließlich, so Frau Müller, wird sie den Pfarrer verständigen, damit evtl. weitere Fragen geklärt werden können.

Wenig später – die Firma XY meldet sich. Sie will wissen, wann sie wohin zu liefern hat. Frau Müller verbindet mit dem Gemeindemanager. Er koordiniert die Arbeiten. Er hat den Überblick. Er ist für die Organisation der Kirchengemeinden der Region zuständig und keineswegs nur für die Verwaltung.

Manches ist anders im Jahr 2020. Die Zahlen sind kleiner, die Mitglieder älter und die Gemeinden ärmer (Professor Dr. Lindner), aber sie leben. Sie leben vor Ort.

Das Berufsbild der Pfarrerin bzw. des Pfarrers hat sich wesentlich verändert. Sie sind wieder Prediger – nicht Manager, Seelsorger und nicht Bauherren, Pädagogen und nicht Verwaltungsfachangestellte.

Sie sind vor Ort – zwar in einem größeren Gebiet als vordem –, aber sie sind ansprechbar und erreichbar.

Darüber hinaus hat jede/r eine Spezialaufgabe, die sie/er für die ganze Region wahrnimmt – sei es in der Erwachsenenbildung, sei es in der Mitarbeiterschulung. Ohne die freiwillig Mitarbeitenden geht nichts mehr. Sie sind nicht die Lückenbüßer für die nicht mehr vorhandenen Profis, sondern vielmehr Inbegriff evangelischen Gemeindeverständnisses. Die Gemeinde lebt als Gemeinschaft der Heiligen von denen, die sich einbringen. Nur die Beteiligung sichert den Bestand.

Hohe Synode,

ich weiß nicht, ob es so kommen wird. Ich weiß noch nicht einmal, ob ich mir wünsche, dass es so kommen möge, aber sicher scheint: Es wird weitreichende, tiefgreifende Veränderungen geben. Noch ist es Zeit, noch können wir gestalten, noch müssen wir nicht nur den Mangel verwalten, sondern können Akzente setzen, Neuaufbrüche wagen.

Natürlich wird es auch Abbrüche geben und Lücken, schmerzhaftes Lücken, wo das Leben ausgewandert ist. Das tut weh, aber es geht nicht mehr alles an jedem Ort. Dafür reichen die Kräfte nicht mehr.

Dennoch: wir werden am Ort bleiben, ziehen uns nicht zurück, sind präsent. Die Lebendigkeit der Gemeinde hängt nicht davon ab, dass wir an jedem Ort mit jedem Angebot präsent sind, sondern daran, dass wir Teilhabe ermöglichen.

Ob wir auch Kirchen aufgeben müssen, wird zuallererst an den Menschen vor Ort liegen. Was ist es einer Gemeinschaft wert, dass die Kirche im Dorf bleibt, wird die Frage lauten. Und ich bin sicher, dass da noch erhebliche Kräfte aktiviert werden können, wie es ja auch schon an manchen Orten geschieht, wo ohne Eigenleistung Vieles nicht mehr darzustellen wäre.

Noch will man da und dort innerhalb und außerhalb der Gemeinde den Ernst der Lage nicht wahrhaben und scheint darauf zu vertrauen, dass – wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft – wenigstens die nötigsten Dinge schon irgendwie abgedeckt werden. Das könnte ein fataler Fehlschluss sein. Erst wenn die Einsicht wächst, dass die ausbleibende

Hilfe von außen nicht am mangelnden Willen der Verantwortlichen oder in der ungerechten Verteilung der Ressourcen begründet liegt, sondern schlicht der Mangel das Handeln diktiert, haben wir eine Basis erreicht, auf der Mangel nicht nur beklagt, sondern nach Lösungen gesucht wird, wie Abhilfe geschaffen werden kann und neue Akzente gesetzt werden können.

Die Kirchen sollten wir – soweit als möglich – erhalten. Eine Kirche ist kein Gebäude wie irgend ein anderes. Sie hat Hinweisscharakter, ist Identifikationspunkt, ist Wahrzeichen, Zeichen der Wahrheit, die Jesus Christus heißt.

Im Zusammenhang mit der Wiedereinweihung der Dresdner Frauenkirche hat der Trendforscher Norbert Bolz in der Zeitschrift „Chrismon plus rheinland“ (10/05) die Dresdner Frauenkirche aber auch den Kölner Dom als „urbane Ikonen“ beschrieben, „mit denen die Religion Zeichen setzt gegen die triviale Ikonographie des Konsumismus, gegen den Markt als den anonymen Architekten unserer Städte, deren Bild von den Tempeln des Konsums beherrscht wird.“ Und er fährt fort: „Man muss ja nur einmal das Berliner Geschäftshaus Niketown besuchen, um zu erkennen: Das Ideal des Marketings ist die religiöse Ikonenverehrung. In der Ikone gibt es nämlich keinen Gegensatz zwischen Diesseits und Jenseits. Und dieser Herausforderung durch den Konsumismus als Religionsersatz müssen sich die Kirchen gewachsen zeigen. Der Kampf um die Aufmerksamkeit der Bürger wird durch die großen urbanen Ikonen entschieden“, weil, so Norbert Bolz, wir solche „Kultorte“ wie die Frauenkirche „als Schauplätze des Sinnes“ brauchen. „Mit der Wiedereinweihung der Dresdner Frauenkirche gewinnt der Protestantismus eine neue Dimension – die Sichtbarkeit der Religion.“ Gerade Protestanten „müssen lernen, dass man nur religiös kommunizieren kann, wenn man in dieses Medium Kirche Formen einprägt. Mit Bauten kommuniziert man. Und die Kirche kann gerade als Kirchenbau die in unserer bekenntnisfernen Gesellschaft frei flottierende Religiosität faszinieren.“

Die große Unterstützung während der Bauphase und die überwältigende Aufmerksamkeit – sowohl in den Medien als auch bei den Menschen in Dresden für die Wiedereinweihung der Frauenkirche vor 14 Tagen – scheint dem Trendforscher recht zu geben. Menschen fragen nach Räumen, um auf der Suche nach Spiritualität fündig zu werden. Offenbar braucht es dafür besondere Räume. Und das sind nicht nur die urbanen Ikonen, sondern ist potentiell jede Kirche.

Welchen Stellenwert der Kirche im Dorf zugemessen wird, kann man an einem Streit um den Verkauf von drei Kirchen im Kirchenkreis Birkenfeld studieren. Das Presbyterium der Gemeinde will und muss sparen, und deshalb sollen drei von vier Kirchen verkauft werden. Der Aufstand ist riesig – das Presbyterium stur. Darin liegt die Tragik. Die Menschen in einem Dorf sind bereit, die Unterhaltskosten für ihre Kirche auf Vereinsbasis aufzubringen. Das Presbyterium lehnt ab.

Nunmehr lassen sich Hunderte von Menschen umgemeinden. Viel Porzellan ist zerschlagen – schade.

Ohne die Einzelheiten zu kennen und Urteile fällen zu wollen, wird mir an diesem Beispiel einiges deutlich.

Zum Einen: Die Kirche im Dorf hat eine nicht zu überschätzende Bedeutung für die Menschen im Dorf und nicht nur dort.

Zum Anderen: Veränderungen lassen sich nur mit den Menschen und nicht über ihre Köpfe hinweg erreichen.

Und weiter: Die Menschen sind bereit sich einzubringen, und zwar auch die, die sonst von uns aus gesehen am Rande stehen. Vieles wird davon abhängen, ob wir in der Lage sind, die Menschen mitzunehmen, also Einsicht zu schaffen in das, was unvermeidbar und notwendig ist. Hier gibt es allerdings auch unter uns noch Klärungsbedarf.

Der Kreissynodalvorstand hat in diesem Jahr intensive Gespräche geführt mit Vertretern von den Presbyterien, die keinen ausgeglichenen Haushalt vorlegen konnten. Keine der Gemeinden aast mit ihrem Geld.

Jede ist bemüht zu sparen, wo es nur eben zu sparen geht. Der gute Wille ist vorhanden, und vieles wird schon in Eigenleistung erbracht.

Und doch: es reicht nicht. Deshalb dann der Blick auf den Finanzausgleich. Der aber ist begrenzt und bietet nicht die Lösung, jedenfalls nicht dauerhaft.

Oder anders gesagt: In den jetzigen Gemeindestrukturen werden wir die Probleme, die auf uns zukommen, nicht adäquat lösen können. Und damit bin ich bei dem Anfang meiner Ausführungen.

Wir brauchen mehr Vernetzung. Wir brauchen Entlastung und neue Zuordnung, brauchen Eigeninitiative und Verantwortung vor Ort.

Der Kreissynodalvorstand hat – so ist es den Presbyterien vor drei Wochen in einem Schreiben mitgeteilt worden – eine Arbeitsgruppe eingesetzt aus Vertretern des Kreissynodalvorstandes und der Gemeinden, die im Gespräch mit den Gemeinden Szenarien entwickeln soll, wie gemeindliches Leben in 15 bis 20 Jahren aussehen muss, damit wir unserem Auftrag möglichst adäquat nachkommen können.

Die Gemeinden sind gebeten worden, ihre Vision von ihrer Gemeinde im Jahr 2020 darzulegen. Die Arbeitsgruppe wird das aufnehmen und ihrerseits Vorschläge unterbreiten, die dann hier zu diskutieren und verbindlich zu machen wären.

Parallel zu den Aufgaben der Arbeitsgruppe sollen unter Federführung von Mitgliedern aus dem Theologischen Ausschuss – unter Zuhilfenahme von Mitgliedern aus anderen synodalen Gremien – Überlegungen angestellt werden, wie ein den Entwicklungen entsprechendes Pfarrbild auszusehen hat. Welche Anforderungen, welche Erwartungen sind zu stellen? Aber auch: Wie sind Pfarrerinnen und Pfarrer zu schützen vor noch mehr Druck und Überforderung? Was soll, was kann, was muss ein Pfarrer / eine Pfarrerin leisten und welche Rolle kommt ihm / ihr zu in der Gemeinde im Jahr 2020?

Und schließlich: Was für die Gemeinden gelten muss, betrifft entsprechend den Kirchenkreis.

Verlieren die Gemeinden an finanziellen Spielräumen, gilt das für den Kirchenkreis ebenso. So haben wir es festgelegt. Die Umlage für den Kirchenkreis fällt oder steigt in gleichem Maße, wie die Zuweisungen für die Kirchengemeinden fallen oder steigen.

Und deshalb gilt für den Kirchenkreis, was zu den Gemeinden gesagt worden ist.

Auch hier hat der Kreissynodalvorstand vorgesehen, dass eine Arbeitsgruppe Szenarien entwickelt, die die Aufgaben des Kirchenkreises bei wesentlich verringerten Finanzaufweisungen beschreibt.

Zur Zeit haben wir geplant, dass wir auf der Frühjahrstagung der Synode einen Zwischenbericht geben und im Herbst nächsten Jahres zu Beschlussfassungen kommen, die dann in den Folgejahren nach und nach umzusetzen wären.

Uns liegt daran, dass wir den vor uns liegenden Prozess relativ zügig angehen, damit wir wieder mehr Luft bekommen für die eigentlich wichtigen Aufgaben, die uns gestellt sind.

An dieser Stelle sei auf ein Projekt verwiesen, das der Kreissynodalvorstand im September 2005 auf den Weg gebracht hat. Wir wollen in den nächsten Jahren ein professionelles *Fundraising* im Kirchenkreis aufbauen, um – so gut als möglich – weitere Finanzierungsquellen für die Aufgaben, die wir wahrnehmen, zu erschließen. Wir wissen: Der Wettbewerb um Spendenmittel wird schärfer. Wir wissen auch, dass gutgemeinte Spendenaufrufe in Gottesdiensten oder Gemeindebriefen nicht mehr ausreichen. Potentielle Spenderinnen und Spender wollen informiert, begleitet und ernst genommen werden. Das heißt: Beziehungen müssen gepflegt, und es muss immer wieder deutlich gemacht werden, warum und wozu gerade diese Spende wichtig ist.

Die Bemühungen um ein professionelles Spendenmarketing sollen zuerst dem Kirchenkreis und seinen Einrichtungen und Projekten zugute kom-

men, aber selbstverständlich soll die Arbeit auch Vorhaben in den Gemeinden fördern und unterstützen.

Mancherorts hat man schon gute Erfahrungen gemacht mit der Einwerbung von Geld für besondere Projekte. Doch gerade aus meiner Erfahrung mit der Restaurierung der Johann-Michael-Stumm-Orgel in Bad Sobernheim weiß ich, was alles noch hätte getan werden können, aber aus Zeitmangel und aus fehlenden technischen wie inhaltlichen Voraussetzungen dann doch unterblieben ist. Es genügt jedenfalls nach Ansicht des Kreissynodalvorstandes nicht mehr, sich auf die Spendenbereitschaft der Gottesdienstbesucher oder aber Kerngemeinde zu verlassen. Wir müssen offensiv für die gute Sache werben.

Leider können wir auf wenig Erfahrung in der Rheinischen Kirche zurückgreifen. Wir müssen uns also die Voraussetzungen selbst erarbeiten. Wir haben unseren Öffentlichkeitsreferenten gebeten, in den nächsten drei Jahren sich mit der Hälfte seiner Arbeitszeit diesem Aufgabengebiet zu widmen, um dann nach einer Analyse dessen, was daraus geworden ist, entscheiden zu können, wie es weitergehen soll.

Es ist fraglos so, dass die Diskussionen um Sparvorschläge und Strukturüberlegungen viele Kräfte binden, die wir anderenorts dringend brauchen. Ich denke, es gibt zur Zeit keine Alternative. Wir müssen uns den Fragen stellen, denn mit Barmen III gilt allemal, dass auch die Strukturen predigen. Sie sind in bezug auf das Evangelium nicht beliebig.

Und doch gilt genauso, dass die Strukturen uns nicht das Heil verschaffen und keineswegs Garant dafür sind, dass die Gemeinde Jesu Christi ihrem Auftrag gemäß lebt. Sie haben dienende Funktion. Sie sollen den Rahmen schaffen, innerhalb dessen wir uns möglichst optimal bewegen können, um zu tun, was uns aufgetragen ist.

Der ehemalige Leitende Bischof der VELKD, Dr. Hans Christian Knuth, mahnte angesichts der Kirchenreformdebatten in seiner Kirche: Er wisse nicht, „ob wir beim Jüngsten Gericht gefragt werden, was wir zur Struk-

turdebatte beigetragen haben, aber, dass wir gefragt werden, was wir dazu beigetragen haben, das Feuer des Glaubens weiterzugeben, dessen bin ich sicher.“ (Zeitzeichen 11/2004, S. 21)

Und Manfred Kock, unser ehemaliger Präses und Ratsvorsitzender der EKD, schreibt uns ins Stammbuch, dass die Kirchen weniger um sich selbst kreisen sollten. Unsere Sorgen kreisen nur noch um die Frage: „Wie kriegen wir die Gelder für dieses oder jenes zusammen?“ statt danach zu fragen, wie wir den Menschen nahe sein können, gerade besonders denen „die aus dem System herausfallen.“ (epd 25/2005, S. 2)

Wir haben gemeinsam darauf zu achten, dass unsere Debatten über neue Arbeits- und Organisationsformen – so nötig sie sind – zielorientiert geführt werden, damit sie sich nicht an die Stelle unserer Ziele setzen und wir nur noch mit uns selbst beschäftigt sind.

Es ist in diesem Zusammenhang faszinierend, zu beobachten, wie vielfältig von den Gemeinden in den ‚Gesamtkonzeptionen gemeindlicher Aufgaben‘ die Ziele gemeindlicher Arbeit beschrieben werden. Wir knüpfen dabei an die Vielfältigkeit von Gemeindekonzeptionen an, wie sie uns schon im Neuen Testament begegnen, im Wissen darum, dass die Gemeinde in je ihrer Situation zu den je ihr eigenen Antworten aus dem Glauben kommen muss.

Es steht aus, dass der Kreissynodalvorstand – wie vorgesehen – die vorgelegten Gemeindekonzeptionen nicht nur zur Kenntnis nimmt, sondern sie würdigt und auch daraufhin befragt, was sie an verbindenden und gemeinsamen Aufgaben beschreiben.

Jetzt allerdings kann schon festgehalten werden, dass sich die Gemeindekonzeptionen im Wesentlichen auf das Leben in der eigenen Gemeinde beschränken. Dagegen wird kaum in den Blick genommen, welche Herausforderungen und Möglichkeiten in einer übergemeindlichen Zusammenarbeit, z. B. in einer regionalen Vernetzung mit verbindlichen Absprachen liegen könnten.

Ich bin der festen Überzeugung, dass die Gemeindekonzeptionen von daher weiter entwickelt und weiter geschrieben werden müssen. Der Blick allein auf die Ortsgemeinde wird zur Bewältigung der Aufgaben, die uns aufgegeben sind, nicht ausreichen.

Doch nicht nur vor Ort werden wir zur Zeit wieder einmal mit einer Strukturdebatte konfrontiert. Auch auf der landeskirchlichen Ebene wird intensiv um eine Reform der Strukturen gerungen, um einem strukturellen Defizit im Haushalt der Landeskirche langfristig begegnen zu können.

Die Vorgabe der Landessynode für den zur Zeit laufenden Prozess lautet dahingehend, dass Einsparungen in Höhe von 20 % auf der Basis des Haushaltes 2006 bis 2012 umzusetzen sind. Bei einem Volumen von ca. 50 Millionen € sind dies immerhin 10 Millionen €.

Es sieht so aus, als könnten diese Vorgaben erfüllt werden.

Doch wesentlich schwieriger als die Frage nach den Einsparungen gestaltet sich die Frage nach Strukturveränderungen. Hier wird es in der vorgegebenen Zeit nur erste Hinweise geben können, in welche Richtung die Evangelische Kirche im Rheinland sich bewegen muss. Ein deutliches Strukturkonzept wird seine Zeit brauchen.

Auf eines sei hier allerdings hingewiesen, das im Besonderen den Südrhein der Rheinischen Kirche betreffen wird: Auf verschiedenen Handlungsfeldern werden konkrete Überlegungen einer intensiveren Zusammenarbeit zwischen der Evangelischen Kirche von Westfalen und der Evangelischen im Rheinland angestellt, so im Bereich der Diakonischen Werke, so im Bereich der Kirchlichen Hochschulen, so im Bereich der Medienarbeit, um nur einige zu nennen.

Das ist eine an sich zu begrüßende Entwicklung, werden doch Doppelstrukturen abgebaut und Synergien wahrgenommen. Insofern gibt es keine Einwände gegenüber solchen Bemühungen. Ganz im Gegenteil: man sollte mit Nachdruck alle Möglichkeiten einer Kooperation nutzen.

Nur: Solche Entwicklungen bleiben nicht ohne Folgen für die südrheinischen Kirchenkreise. Sie geraten – sicher ungewollt – weiter aus dem Blick des landeskirchlichen Geschehens. Das hat nun mal sein Zentrum in Nordrhein-Westfalen, wo immerhin 80 % der Gemeindeglieder der Rheinischen Kirche leben.

Eine Verlagerung der Aufmerksamkeit von Düsseldorf nach Norden gen Bielefeld hin bedeutet also nicht nur eine weitere räumliche Entfernung, sondern es wird noch schwerer, deutlich zu machen, dass die Rheinische Kirche sich nicht allein auf das Gebiet von Nordrhein-Westfalen beschränkt.

Die Westfälische Kirche hat den Vorteil, dass ihr Gebiet sich weitestgehend mit den Grenzen des Landes Nordrhein-Westfalen deckt. Das ist im Rheinland anders. Hier müssen nicht nur die Kontakte mit Vertretern aus den Ländern Saarland, Rheinland-Pfalz und auch von Hessen gehalten werden, sondern es müssen auch besondere Kenntnisse über spezifische Regelungen in den einzelnen Bundesländern vorgehalten werden.

Kommt es zu einer – ich sage es noch einmal – an sich begrüßenswerten weiteren Zusammenarbeit auf verschiedenen Arbeitsfeldern mit der Evangelischen Kirche von Westfalen, wird die Aufmerksamkeit für den Südrhein logischerweise nachlassen müssen. Es kann dann durchaus passieren, dass Ansprechpartner nicht mehr in Düsseldorf, sondern gar in Bielefeld sitzen.

Ich halte es für dringlich, dass wir uns hier im Südrhein über die Konsequenzen einer solchen Entwicklung intensiv austauschen und evtl. Vorschläge unterbreiten, wie man dem angemessen begegnen kann.

Ich könnte mir vorstellen, dass es in aller Bescheidenheit so eine Art *Dépendance* des Landeskirchenamtes, vielleicht in Koblenz, geben müsste, in der einmal die notwendigen Kenntnisse der Besonderheiten in Rheinland-Pfalz oder auch im Saarland gebündelt werden, zum anderen aber auch relativ ortsnah kompetente Ansprechpartner für die Belange des Südrheins vorgehalten werden. Ähnliches – wenn auch nicht ganz vergleichbar – praktizieren wir schon mit dem Beauftragten für Diakonie

in Rheinland-Pfalz und auch mit dem Beauftragten bei der Landesregierung in Mainz.

Jedenfalls gilt es, unsere Interessen zu wahren, damit wir nicht in den Augen der Verantwortlichen zu einem lästigen Appendix für die Rheinische Kirche werden oder noch weiter aus dem Gesamtbewusstsein unserer Kirche entschwinden. Das hätte weitreichende Konsequenzen.

Die Strukturdebatte trifft uns in einer „Situation des Übergangs“. „Rahmenbedingungen des menschlichen Lebens wandeln sich“. Ein Zeichen eines solchen Übergangs ist die Vieldeutigkeit (Karl Lehmann, Neue Zeichen der Zeit, Eröffnungsreferat bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 19.09.05).

Einerseits ist von einer Wiederkehr des Religiösen die Rede, andererseits ist der Säkularisierungsprozess keineswegs an sein Ende gekommen, wie man das in einer deutlich antikirchlichen Ausprägung an der Gesetzgebung des Berliner Senats zum Religionsunterricht studieren kann. Dort soll ein für alle verpflichtender Werteunterricht eingeführt werden. Der Religionsunterricht wird zu einem freiwilligen Zusatzfach degradiert. Der Staat in Gestalt des Berliner Senats ist dabei sich anzumaßen, verbindlich die Werte setzen zu wollen, von denen er selbst lebt.

Doch schon Jürgen Habermas hat in seiner berühmten Rede „Glauben und Wissen“ vom Oktober 2001 bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels mit der Vorstellung gebrochen, als sei die Säkularisierung ein geradezu automatischer Bestandteil von Modernisierung. Vielmehr: „Je mehr wir dem rational erzeugbaren Konsens nur noch eine schwache Motivationskraft zusprechen, desto mehr müssen wir nach den Quellen stärkerer Motivation, zur Moral und intensiverer Bindung der Menschen fragen“. Dazu gehören für Habermas die „religiösen Überlieferungen“

Jedenfalls scheint die Frage nach dem, was uns hält, und dem, was uns trägt, die Frage nach dem, woher wir kommen und wohin wir gehen, neu aufgebrochen zu sein, bei den Jüngeren wie bei den Älteren. Ein gutes

Zeichen, das zugleich andeutet, dass das Modell Spaßgesellschaft, das nur sich selbst und den Augenblick kennt, ein Auslaufmodell ist. Der Augenblick allein trägt das Leben nicht.

Die Menschen fragen und suchen nach Antwort angesichts der Krisen um sie herum. Ob eine solche Bewegung auch die Kirchen erreicht? Das Sinnmonopol für religiöse Fragen haben wir verloren. Und dennoch wäre es allen Schweißes wert, sich einzumischen in die Diskussion, die Fragen aufzunehmen und gemeinsam nach Antworten zu suchen.

Aber als Protestanten, die durch die Schule der dialektischen Theologie gegangen sind und sie hoffentlich noch nicht ganz vergessen haben, wissen wir auch um die Zwielfichtigkeit von Religion.

Die wird heute allzu oft unterschlagen, wenn man jedem religiösen Trend meint folgen zu können. Die Religion und das religiöse Gebaren sind nicht an sich gut. Soll Religion im Sinne des christlichen Glaubens verstanden werden, dann muss sie getauft werden, getauft werden mit dem Evangelium, damit sie eindeutig wird und Hilfe sein kann, von uns wegzusehen und von dem, was wir wünschen, wollen und uns vorstellen auf das hin, was Gott von uns will. Dann bekommt die Religion als getaufte Religion eine eminent kritische Funktion. Die ist nötig zur Unterscheidung der Geister.

Wenn die Wiederkehr des Religiösen meint, dass wir uns verabschieden von einer Haltung, die nur im Jetzt lebt und uns statt dessen hinwenden und fragen nach dem, was war und werden wird, dann wollen wir das gerne aufnehmen.

Und deshalb muss eine Strukturdebatte im Besonderen eins leisten: Nicht nur sagen, wie wir in den nächsten Jahren einigermaßen über die Runden kommen, sondern sie muss im Besonderen Ziele weisen: Warum? Wozu? Wohin? Die Ziele stehen nicht einfach fest, sondern sie müssen am Evangelium erarbeitet werden. Und das meint mehr, als nach getaner Arbeit ein Motto zu finden oder eine biblische Überschrift als Draufgabe nachzuschieben.

Wir kommen um den Vollzug von kurzfristigen Maßnahmen nicht herum, aber mindestens ebenso wichtig ist die Auseinandersetzung über die Ziele, auf die hin wir uns bewegen.

Der zweite Petrusbrief beschreibt es so (3,13): „Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt“. Biblischer Glaube verweist auf das Ende und gewinnt von daher Gegenwart und Zukunft.

Die Zukunft verwandelt die Gegenwart und nicht die Gegenwart die Zukunft; die Zukunft, die Gott ist und heraufführen wird. Was bei Gott schon gilt und besonders eindrücklich, z. B. in den Seligpreisungen ausgedrückt wird, soll bei uns gelebtes Leben werden. Eine solche Sicht meint mehr, als dass wir Visionen entwickeln. Eine solche Sicht meint, sich auf Gottes Zukunft einzulassen und daraus die Gegenwart zu gewinnen.

Wir leben schon jetzt und auch heute im Verheißungshorizont Gottes, und weil dem so ist, haben wir allemal keinen Grund, die Zukunft schwarz zu sehen oder aber angesichts der Schwierigkeiten in Resignation zu verfallen. Nicht die sind die Realisten, die kleinkrämerisch aufzuzählen wissen, was uns an Entwicklungen droht, was nicht so ist, wie es sein soll, und wo wir unseren eigenen Vorgaben nicht genügen, sondern die sind die wahren Realisten, die sich anstecken lassen von und ausstrecken nach der Verheißung, auf die Gott uns zuführt und die er uns schenken will.

Den Deutschen wird ein besonderer Hang nachgesagt, die Probleme groß und die Möglichkeiten klein zu reden. Das mag zuweilen so sein.

Wir sind in der Kirche mit unseren Diskussionen vor einer solchen Haltung nicht gefeit. Gerade deshalb müssen wir uns erinnern und aufrichten lassen von Gottes Verheißung. Dann wächst uns Zukunft zu und Wege tun sich auf.

Wir werden aufmerksam auf die kleinen und alltäglichen Wunder, die Gott unter uns geschehen lässt, werden dankbar für das, was unter uns geschieht und werden gewärtig den Reichtum an Menschen und Ideen, der uns geschenkt ist.

Davon zeugt das Leben in den Gemeinden und im Kirchenkreis.

Von vielen herausragenden Ereignissen und Veranstaltungen wäre zu berichten, doch eine Auswahl wäre willkürlich und ist darum unangemessen (auf einige Jubiläen und personelle Veränderungen im Kirchenkreis wird in der Anlage zu diesem Bericht hingewiesen). Die besonderen Veranstaltungen zu sehr unterschiedlichen Anlässen nehmen zu. Sie sind auch dem Bedürfnis Vieler geschuldet, die besondere Anstöße brauchen, um sich ansprechen zu lassen. Man mag das mit dem Zeitgeist und seiner Event-Manie abtun, aber es steckt wohl mehr dahinter. Nämlich zum Einen, dass Menschen sich immer weniger binden wollen und können und deshalb auch ihren Rhythmus nicht mehr in einem leisen, alltäglichen und kontinuierlichen Ablauf der Dinge finden, sondern unstedt bleiben auf der Suche nach dem Besonderen, um wenigstens für den Augenblick zu sich zu finden oder auch nur sich ablenken zu können. Zum Anderen sind wir alle einer ungeheueren Reizüberflutung ausgesetzt, die auch nicht ohne Folgen bleibt für das alltägliche Leben. Es braucht immer stärkere Anstöße, damit wir überhaupt aufmerken. Uns ist das Besondere des Alltäglichen abhanden gekommen – das Glück, wenn nichts passiert.

Unser Gemeindeleben umfasst beides: Die großen Ereignisse und die Feste im Kirchenjahr strukturieren unser Gemeindeleben und geben ihm seinen besonderen Rhythmus, dazu werden mit großer Treue die Gottesdienste gefeiert und das Gemeindeleben gestaltet. So wie ein Chor ein Konzert nur erfolgreich bestehen kann, wenn vorher kontinuierlich geübt wurde, so erhalten die Festzeiten im Jahr nur ihren besonderen Charak-

ter, wenn sie eingebettet bleiben in den breiten kontinuierlichen Strom des Gemeindelebens.

Was hat uns nun im Besonderen beschäftigt im vergangenen Jahr?

Ich will einige Punkte nennen:

## I.

Erschreckt hat uns in den Weihnachtstagen und wieder bei den verschiedenen großen Naturkatastrophen im Laufe des Jahres das Ausmaß der Zerstörungen durch die Naturgewalten. Vielen sind die schrecklichen Bilder zur Anfechtung geworden; zur Anfechtung ihres Glaubens an einen gütigen Gott. Je weniger wir erklären können, desto schwerer wird es zu verstehen, desto drängender werden die Fragen. Unsere Vorfahren haben noch um die Brüchigkeit menschlichen Lebens gewusst. Sie waren in einem sehr hohen Maße abhängig, nicht zuletzt abhängig von der Natur. Sie haben gewusst, was alles passieren kann. Sie haben gewusst, wie gefährdet ihr Leben ist. Das haben wir uns gründlich ausgetrieben. Statt mit der Natur zu leben, leben wir von der Natur, benutzen sie als einen Steinbruch unserer Möglichkeiten und sind umso überraschter und entsetzter, wenn dann doch Dinge passieren, die wir so nicht berechnet haben.

Es wäre schon etwas gewonnen, wenn uns solche Katastrophen lehren würden, etwas demütiger zu leben, etwas mehr Achtung und Respekt zu zeigen vor einer Welt, von der wir abhängig sind, die es – wie schon der Schöpfungsbericht sagt – zu bebauen und zu bewahren gilt, statt sie auszubeuten und zu zerstören; und auch zuzulassen, dass wir abhängig sind, Geschöpfe und nicht Schöpfer, Angewiesene und nicht Herrscher.

Doch die Frage nach dem Warum bleibt. Sie ist nicht rhetorischer Natur; sie geht ans Eingemachte.

Es gibt nur zwei Antworten. Sie sind beide schon in der Bibel diskutiert. Auf der einen Seite Hiobs Frau, die angesichts des Elends, das über die Familie hereingebrochen ist, meint: „Sage Gott ab und stirb!“ (Hiob 2, 9)

Oder aber auf der anderen Seite die Haltung, zu der sich schließlich nach langen, langen Kämpfen Hiob selbst durchringt, indem er sagt: Gott, ich weiß zwar keine Antwort, warum mir so viel Böses geschieht, aber ich vertraue dennoch, dass du weißt, was du tust, und ich bei dir aufgehoben bin.

Ich möchte es mit Hiob halten und möchte meine unbeantworteten Fragen Gott vorlegen, möchte ihn erinnern an das Gute, das er verheißen hat, und flehe ihn an, klage ihn an, dass er doch ein Einsehen haben möge. Klammere mich schließlich an den, der im Stall von Bethlehem geboren wurde, um sich später für die Anderen ans Kreuz schlagen zu lassen, und finde hoffentlich dort dann Ruhe und dort auch den Ort, wo die Frage nach dem Warum aufgehoben wird. Da am Kreuz werden unsere Kreuze gekreuzigt. Da ist er mitten unter uns.

Ich setze meine Hoffnung darauf, dass Gottes Möglichkeiten größer sind als meine Fragen und meine Fragen demaleinst aufgelöst werden, dass, so wie dem Kreuz die Auferstehung Jesu gefolgt ist, unseren Kreuzen das Leben folgt.

Dem Erschrecken, das viele erfasst hatte, folgte eine ungeheuere Welle der Hilfsbereitschaft. Wir haben erleben dürfen, dass fremde Schicksale sehr wohl berühren und Menschen sich sehr wohl solidarisch verhalten können. Unsere Gemeinden haben sich eingebracht. Fast überall sind Sonderkollekten erhoben worden mit überwältigendem Ergebnis.

Mir ist im Besonderen die spontane Aktion von zwei Kindern in Erinnerung, die die Spielsachen aus ihren Kinderzimmern geplündert und für den guten Zweck verkauft haben. Solidarität ist möglich. Das war die beglückende Erfahrung in all dem Erschrecken. Und gerade, weil dem so ist, ist es unsere besondere Aufgabe, dass über den großen und medial groß aufgemachten die vielen (kleinen) vergessenen Katastrophen und Konflikte nicht völlig untergehen. Wir leben in der einen Welt und sind Geschöpfe des einen Herrn.

Die Arbeit für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung hat zur Zeit keine Konjunktur. Wir sind sehr mit uns selbst beschäftigt. Ich bedauere es, dass wir zur Zeit nur mehr 1 % unseres Haushaltsvolumens für den Kirchlichen Entwicklungsdienst abtreten. Diese Situation ist unbefriedigend.

Der Kreissynodalvorstand alleine kann daran nichts ändern. Anders wäre es, wenn die Kreissynode ein kräftiges Votum abgeben würde dafür, dass auch nicht ausgeglichene Haushalte weiterhin 2 % ihres Volumens für den Kirchlichen Entwicklungsdienst vorzusehen haben. Denn, so schwierig unsere Situation ist, besonders wenn Stundenkürzungen oder die Aufgabe von Gebäuden oder Arbeitszweigen anstehen; es bleibt dennoch richtig, dass wir immer noch reich sind. Und das verpflichtet.

Ich verweise an dieser Stelle mit besonderer Freude auf das neue Projekt, das wir in der Partnerschaft mit der Synodalregion Rubengera aufgelegt haben. Kinderfamilien sollen in die Lage versetzt werden, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Dazu wollen wir die materiellen Voraussetzungen schaffen. Die Resonanz bisher ist sehr gut. Allerdings sind auch die Ziele hochgesteckt. In drei Jahren müssten 75.000,00 € zusammen kommen, wenn alle Kinderfamilien in der Region erfasst werden sollen. Das Projekt ist zeitlich begrenzt. Das macht es hoffentlich leichter sich einzubringen.

Vielleicht – die Hoffnung sei auch in diesem Jahr geäußert – lässt sich die eine oder andere Gemeinde durch dieses Projekt anstoßen und arbeitet mit im Fachausschuss für die Partnerschaftsarbeit, so dass diese Arbeit weiteren Schub erfährt.

## **II.**

Die Schwierigkeiten bei der Umsetzung von Hartz IV sind hinlänglich bekannt. Die Anlaufschwierigkeiten waren und sind groß. Manches ist

anders gekommen als man es gedacht hat. Die Kosten explodieren und neue Arbeitsplätze sind nicht in Sicht. So bleibt es beim Fordern, weil wenig zu fördern ist, wenn die Arbeitsplätze fehlen.

Wir hatten überlegt, ob wir im Zuge der neuen Hartz IV-Gesetze selbst zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten, die sogenannten „1-Euro-Jobs“, anbieten und die betroffenen Menschen auch begleiten wollen. Das hat sich zerschlagen, weil dazu eine eigene Infrastruktur hätte neu aufgebaut werden müssen. Dazu sahen wir uns nicht in der Lage. Zudem hatte die kreuznacher diakonie angekündigt, dass sie bis zu 300 solcher Stellen schaffen wollte. Eine Kooperation schien uns deshalb angemessener.

Einige Kirchengemeinden haben zusätzliche Arbeitsgelegenheiten eingerichtet, was sich für die Betroffenen als durchaus sinnvoll erweisen kann, erfahren sie doch, dass sie gebraucht und ihre Fähigkeiten geschätzt werden.

Ernüchternd allerdings kommt hinzu, dass es kaum oder gar nicht gelingt und gelingen kann, eine Anschlussbeschäftigung zu ermöglichen oder gar im Ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Hierzu fehlen die Arbeitsplätze. Darin liegt das ganze Drama der Reform.

Ein besonders perverses Beispiel der Arbeitsplatzvernichtung lieferte in der letzten Woche ein norwegisches Unternehmen. Es schließt bis Jahresende in Stade und Hamburg zwei hochmoderne, hocheffiziente und schwarze Zahlen produzierende Aluminiumwerke mit ca. 900 Mitarbeitenden, und verhindert sogar den Verkauf an eine andere Firma, damit für ein neu zu errichtendes Werk auf der arabischen Halbinsel keine Konkurrenz entsteht. So lange solche Praktiken nicht geächtet werden und ethisches Handeln nicht als wesentlicher Teil des Wirtschaftens erkannt wird, vielmehr statt Verantwortung nur die Gewinnmaximierung die Handlungsweise bestimmt, gibt es nicht viel Anlass zur Hoffnung.

Präses Nikolaus Schneider hat sich wiederholt für den Ausbau des Zweiten Arbeitsmarktes ausgesprochen. Es könnten z. B. kirchliche oder diakonische Einrichtungen Güter herstellen, die dem Handwerk keine Konkurrenz machen. Oder dem Zweiten Arbeitsmarkt könnten gesell-

schaftlich notwendige und öffentlich finanzierte Arbeiten im Bereich von Bildung oder Betreuung zugeordnet werden, so Schneider, weil eben Vollbeschäftigung unter den aktuellen Bedingungen nicht erreichbar sei und die Massenarbeitslosigkeit auch in den nächsten Jahren nicht „auf Null“ gebracht werden könne.

Uns bleibt nur, die Entwicklung mit wachen Augen zu verfolgen, wenn möglich und gewünscht Arbeitsgelegenheiten zur Verfügung zu stellen und den Menschen nahe zu sein.

Die vom Wirtschaftsministerium angefachte Missbrauchsdebatte ist dabei kontraproduktiv und stigmatisiert eine große Gruppe von Menschen, die unverschuldet in die Arbeitslosigkeit geraten ist und ohnehin schon genug an ihrer Situation zu tragen hat.

Natürlich gibt es Missbrauch. Natürlich muss er bekämpft werden. Doch die Pauschalität des Urteils wirft eher ein Licht auf die Hilflosigkeit der politisch Handelnden, denn dass ein zutreffendes Bild von der Situation der Betroffenen gezeichnet werden würde.

### **III.**

Der Kirchentag erfreut sich nach wie vor großer Beliebtheit, im Besonderen unter jungen Christinnen und Christen. Auch aus unserem Kirchenkreis ist das Interesse nach wie vor groß: Ebenso groß die Gruppe, die sich in diesem Jahr nach Hannover aufmachte.

„Wenn dein Kind dich morgen fragt“ lautete das Motto des diesjährigen Treffens, das in zigtausend Veranstaltungen beleuchtet worden ist. Im Zusammenhang, aus dem die Losung genommen worden ist, im 5. Buch Mose, Kapitel 6, geht es um Anweisungen und Ratschläge, wie die Erwachsenen mit den Fragen ihrer Kinder umgehen sollen. Es geht also nicht um Kinderbelehrung, sondern um Elternschulung. Die Kinder fragen nach den Regeln, nach denen die Erwachsenen leben, und die Erwachsenen sollen Antwort geben. Sie sollen erzählen, wie es ihnen ergangen ist mit Gott, und, indem sie erzählen, nehmen sie die, denen er-

zählt wird, mit in die Geschichte hinein, so dass die alten Geschichten Gottes zur eigenen Geschichte mit Gott werden.

Wenn der Kirchentag dazu hat Anstöße geben können, dass wir Fragen nach dem und erzählen von dem, was die Regeln sind, nach denen wir leben, dann ist viel geschehen.

Der nächste Kirchentag 2007 wird uns im Besonderen fordern, weil er auf dem Gebiet unserer Rheinischen Kirche stattfinden wird. Dazu werden wir später noch hören.

Ich bin sehr froh, dass der Kollege Baudisch sich bereit gefunden hat, für uns die Vorbereitungen zu koordinieren. Das Jugendreferat unseres Kirchenkreises wird ihm zur Seite stehen.

Mein Wunsch ist es, dass wir möglichst konzertiert vorgehen, uns absprechen und austauschen über das, was vor Ort geplant wird.

#### **IV.**

Auch wenn es im Kirchenkreis nicht mehr eine einzige A-Kirchenmusiker-Stelle mit voller Stundenzahl gibt, so können wir dennoch dankbar auf ein reichhaltiges kirchenmusikalisches Leben in den Gemeinden verweisen: Posaunen- und Kirchenchöre, Orgelkonzerte und Abendmusiken tragen das Ihre dazu bei, durch das Medium der Musik das Evangelium weiter zu sagen.

In diesem Jahr gab es wieder ein Kantatefest – ein Treffen der Chöre aus dem Kirchenkreis, wo man einander begegnet, aufeinander hört und voneinander lernt und besonders: gemeinsam musiziert.

Ca. 300 Sängerinnen und Sänger haben teilgenommen, doch über den Kreis der Aktiven hinaus ist es kaum gelungen, dieses Fest als Fest der Gemeinden bekannt zu machen. Das ist bedauerlich. Daran sollte gearbeitet werden.

**V.**

Zwei Gemeinden unseres Kirchenkreises standen im Berichtsjahr im Rampenlicht der Landeskirche. In Meisenheim wurde die 12. Aktion „Hoffnung für Osteuropa“ durch den Präses in einem Gottesdienst eröffnet.

In Kirn traf sich der Aussiedlerarbeitskreis der Landeskirche im Beisein von Präses Schneider, um sich von der beeindruckenden Aussiedlerarbeit in Kirn ein Bild zu machen.

Solche Veranstaltungen stellen eine besondere Herausforderung und auch Arbeitsbelastung dar. Sie bieten aber auch die Möglichkeit, die Arbeit unserer Gemeinden bekannt zu machen. In beiden Fällen sind wir gute Gastgeber gewesen.

**VI.**

Früher hieß es, katholische Kirchen sind offen, die evangelischen geschlossen. Das stimmt erfreulicherweise so nicht mehr. Immer mehr Gemeinden reagieren auf ein offensichtliches Bedürfnis von immer mehr Menschen, Andacht, Stille und Meditation in einer Kirche zu finden.

Die Landeskirche vergibt für „verlässlich geöffnete Kirchen“ ein Signet, das auch fremden Besuchern signalisieren soll, dass sie willkommen sind. Die Kirchen in Kirn, St. Johannisberg und Bad Sobernheim haben in diesem Jahr ein solches Signet erhalten.

Der Aufwand hält sich in Grenzen. In Bad Sobernheim z. B. gibt es keine Aufsicht während der Öffnungszeiten. Die bisherigen Erfahrungen sind gut. Das Angebot wird gerne angenommen.

Ich denke, hier gibt es weitere Potentiale, die wir durchaus nutzen sollten. Dazu gehört auch, dass wir neu lernen, mit diesem besonderen Raum „Kirche“ umzugehen und ihn den Menschen nahe zu bringen.

Ich will unsere Kirchen nicht zu heiligen Räumen hochstilisieren. Das können sie nach evangelischem Verständnis nicht sein. Doch eine Kirche

bietet die besondere Chance, ein Haus der Begegnung mit Gott zu sein. Deshalb sollten auch evangelische Kirchen nicht nur geöffnet sein, sondern sich auch den Anforderungen von Besuchern nach Ruhe und Spiritualität stellen.

## VII.

Evangelisches Selbstbewusstsein zeichnet aus, dass wir Unterschiede zulassen. Was in Gemeinde A gilt, trifft noch lange nicht auf Gemeinde B zu. Hier gibt es die Zulassung von Kindern zum Abendmahl, in der Nachbargemeinde nicht. Hier erklingt zur Hochzeit das so heiß gewünschte „Ave Maria“, dort wird es untersagt. Und schließlich: In der einen Gemeinde werden auch Ausgetretene beerdigt, in der anderen Gemeinde nicht. Die Unterschiedlichkeit zeichnet uns aus, stellt aber auch vor Probleme.

Die Einen gelten dann als modern, die Anderen als verknöchert; die Einen als liberal, die Anderen als konservativ.

Es ist nicht immer leicht nachzuvollziehen, wie wir zu unseren Entscheidungen kommen, und häufig würde man sich wünschen, wir könnten uns wenigstens in einer überschaubaren Region auf ein einheitliches Vorgehen verständigen, z. B. in der Frage des Umgangs mit aus der Kirche Ausgetretenen.

Worin, so wurde gefragt, liegt der „Mehrwert“ einer zahlenden Mitgliedschaft, wenn wir unsere Dienstleistungen, wie z. B. eine Beerdigung, unbesehen jedem anbieten? Man entzieht sich den Lasten einer Gemeinschaft durch den Austritt, will aber an den Wohltaten sehr wohl teilhaben. Ist das vermittelbar? Müssen sich nicht Gemeindeglieder fragen, warum sie dann noch in der Kirche bleiben? Müsste nicht in solchen Fällen auch einmal konsequent ‚Nein‘ gesagt und die einmal getroffene Entscheidung ernster genommen werden? Wären wir es unserem eigenen Selbstverständnis nicht schuldig, Abgrenzungen vorzunehmen?

Betrachtet man unsere Kirche unter sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten in ihrer empirischen Beschaffenheit, wird man den Bedenken, die da geäußert werden, uneingeschränkt folgen müssen. Doch die Kirche, jedenfalls die Kirche Jesu Christi, hat eine Doppelgestalt. Sie ist nicht nur eine empirische, sie ist eben auch eine geistliche Größe: Gemeinschaft der Heiligen, Gemeinde Jesu Christi, die von seinem Wort lebt und auf sein Wort hin ausgerichtet ist.

In der Taufe bekomme ich Teil an dieser Gemeinschaft, die sich in Jesus gründet und durch ihn zusammengehalten wird. Seine Zusage in der Taufe bleibt, auch wenn ich meine Zusage durch einen Kirchenaustritt zurücknehme. Der ändert aber nichts daran, dass Gott mich weiterhin als sein Kind ansieht und auf mich wartet.

In dieser Perspektive ist der Dienst an Ausgetretenen geboten, sofern sie nicht selbst einen solchen Dienst ausschließen oder ablehnen.

Im Mitgliedschaftsrecht unserer Kirche durchdringen sich die theologische und die empirische Seite des ‚Kirche-Seins‘, und das macht eine Entscheidung schwer.

Deshalb will ich gerne die Anregung aus der Gemeinde, die diese Frage schon diskutiert hat, aufnehmen und zum Gespräch einladen.

Ich gehe nicht davon aus, dass wir zu Verabredungen im Sinne einer Vereinheitlichung unserer Praxis kommen. Dazu ist jeder Einzelfall in sich zu verschieden, aber ich denke, es würde uns helfen, wenn wir uns austauschen und informieren und insgesamt für mehr Transparenz sorgen würden, warum wir so oder anders entscheiden.

## **VIII.**

Das Ökumenische Gespräch vor Ort hat in fast allen Gemeinden einen hohen Stellenwert. Wir sind froh und dankbar über das, was gewachsen ist. Zugleich beschleicht uns eine zunehmende Sorge, denn wir müssen beobachten, dass der Motor der Ökumene stottert. Nicht nur auf den kirchenleitenden Ebenen, sondern auch hier bei uns.

Es gab keine Visitation in diesem Jahr, wo uns nicht von Stillstand oder gar Rückschritt berichtet worden ist. Ökumenische Gottesdienste, die zu einer guten Tradition geworden waren, können nicht mehr stattfinden. Treffen und gemeinsame Projekte, die in schöner Regelmäßigkeit miteinander durchgeführt wurden, werden zurückgefahren. Was ist nur los? Manch Verantwortlicher spricht gar von einer Atmosphäre des Misstrauens (Kardinal Friedrich Wetter) oder sogar von einer Eiszeit im ökumenischen Dialog. Zweifellos hat es Verletzungen gegeben hinüber und herüber.

Die Katholische Seite fühlt sich unter Druck durch die wiederholte Forderung auf unserer Seite, eine Eucharistische Gastfreundschaft zuzulassen. Unsere Seite fühlt sich zurückgesetzt, wenn wir nicht als Kirche, sondern nur als Kirchliche Gemeinschaft definiert werden, wie jetzt beim Weltjugendtag wieder konsequent durch Papst Benedikt XVI.

Stehen wir vor einem neuen konfessionellen Zeitalter? Hoffentlich doch nicht!

Es ist sicherlich gut und richtig, wenn Bischof Huber als Ratsvorsitzender der EKD eine „Ökumene der Profile“ fordert, weil nur der dialogfähig ist, der um das je Eigene weiß. Aber diesen Dialog muss man wollen, sonst kehren sich die Profile in eine Profilierung um auf Kosten des Partners, und das wäre fatal.

Heute ist Geduld gefragt und eine realistische Einschätzung dessen, was geht und was der jeweils anderen Seite zugemutet werden darf.

Wir brauchen Beharrungsvermögen und Leidenschaft. Leidenschaft, die leidet an der Trennung. Dann werden wir in der Lage sein, weiterzugehen auf dem Weg der Einheit, die längst in Jesus vorgegeben ist.

Vielleicht ist das zur Zeit der größte Dienst an der Ökumene, den wir tun können, dass wir uns in unseren Erwartungen bescheiden und nicht klagen über das, was nicht mehr geht, sondern beherzt das in Angriff nehmen, was möglich ist.

Die Enttäuschung, die wir da und dort empfinden, mag auch eine Enttäuschung falscher Hoffnungen sein, und das kann uns nur helfen.

**IX.**

Schließlich ein Wort in eigener Sache:

Ich tue meine Arbeit gern. Ich bin nicht amtsmüde. Und dennoch: Ich habe bei der Landeskirche in Düsseldorf einen Antrag auf Altersteilzeit gestellt. Der ist inzwischen – nach Zustimmung sowohl des Presbyteriums in Bad Sobernheim als auch des Kreissynodalvorstandes – genehmigt worden. Das heißt: Mein Dienst endet zum 31. August 2009 - so Gott will und ich lebe.

Ich habe diesen Antrag nicht gestellt, weil mir die Arbeit zu viel und die Last zu groß geworden wäre.

Ich bin seit 1973 Gemeindepfarrer und seit 1988 zusätzlich als Superintendent hier im Kirchenkreis tätig, und ich schätze nach wie vor die Möglichkeiten dieses Berufs mit seinen Aufgaben und Herausforderungen. Die haben mich ganz gefordert.

Und dennoch freue ich mich darauf, in meinem Leben noch einmal andere Schwerpunkte setzen zu können; Neues ausprobieren zu können; eigene Interessen verfolgen zu können.

Aber bis dahin sind es noch fast vier Jahre, die will ich und die werde ich nicht untätig verstreichen lassen.

Ich werde – was an mir ist – alles tun, damit jetzt die Weichen, die zu stellen sind, auch gestellt werden.

Ich werde mich nicht vor Entscheidungen drücken, werde nicht alles einfach laufen lassen, weil es mich danach ja nicht mehr berührt.

Gemeinsam mit den Geschwistern im Kreissynodalvorstand, aber auch hier mit Ihnen, werden wir hoffentlich die nötigen Schritte tun können. Ich habe sehr dafür zu danken, dass wir gemeinsam auf dem Weg sind und jeder und jede sich nach Kräften einbringt. Allerdings stelle ich fest,

dass wir zunehmend an Grenzen der Belastbarkeit stoßen. Wir wollen Gespräche mit den Gemeinden führen, wollen uns umfassend informieren, wollen nicht einfach dekretieren, sondern nach gemeinsam zu tragenden Lösungen suchen, aber das kostet Zeit. Andere Themen warten. Gerne würden wir uns verstärkt theologischen Fragestellungen zuwenden, gerne würden wir präsenter sein bei Visitationen. Es geht nicht alles. Wir bitten um Verständnis.

Um so mehr möchte ich meinen aufrichtigen Dank den Mitgliedern des Kreissynodalvorstandes aussprechen, und hier besonders der Synodalsassessorin für die jederzeit vertrauensvolle Zusammenarbeit, sowie gleichfalls dem Skriba für seinen Einsatz.

Einen besonderen Dank spreche ich dem Büro aus mit Frau Eißing und Frau Kirsch. Sie halten mir jederzeit den Rücken frei und machen meine Arbeit erst möglich.

Schließlich danke ich Ihnen für Nachsicht, Wohlwollen und Verständnis, und besonders dafür, dass Sie mir zugehört haben.

Hartmut Eigemann